



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Donna Malane
Dunkler als der Tod

Kriminalroman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

Deutscher Taschenbuch Verlag



Deutsche Erstausgabe 2014

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2013 Donna Malane

Titel der neuseeländischen Originalausgabe:

›My Brother's Keeper‹ (HarperCollins New Zealand, Auckland 2013)

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Mit Genehmigung von HarperCollins Publishers New Zealand Ltd.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer
unter Verwendung von Fotos von Arcangel Images und Trevillion Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Arno Pro 12/13,75'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26041-1

*Meinen Eltern, Colleen und George Reid.
Mehr Glück hätte ich nicht haben können.*

Montag, 19. November 2012

Die roten Girlanden, die von den Lampen herabhingen, erinnerten mich an blutige Gedärme. Ich war definitiv nicht in festlicher Stimmung. Aber wenigstens war ich meine fünfzig Längsbahnen geschwommen. Okay, Querbahnen. Ich war schon an der Tür zum Ausgang, als über den Lautsprecher zwei Schweigeminuten zum Gedenken an die Opfer des Pike-River-Grubenunglücks ausgerufen wurden. Neunundzwanzig Tote. Zwei Minuten Schweigen. Das schien nicht zu viel verlangt. Ich blieb stehen, etwas verlegen mit meinem Kaffeebecher und dem Rosinenbrötchen, das wacklig auf seinem Deckel saß. Die kleinen Racker, die eben noch quietschend im Kinderbecken geplanschelt hatten, hockten still da, die runden Popos ins Wasser getunkt, und schauten mit großen Augen in die plötzlich reglosen Gesichter ihrer Eltern. Die Gruppe wirkte wie ein Abbild der toten Bergleute. Erstarrt. Aller Lebendigkeit beraubt.

Und mitten in diese seltene hypnotische Stille hinein läutete mein blödes Telefon.

So kam es zu meiner Verabredung mit Karen Mackie im Café Deluxe. Sie hätte sich gar nicht diese pinkfarbene »Kimonobluse«, wie sie sie genannt hatte, anziehen müssen. Ich hätte sie sowieso erkannt. Keine noch so exo-

tische Aufmachung hätte das Anstaltsgrau ihres Teints kaschieren können. Nein, das ist nicht fair. Ihr Teint war nicht grau. Nicht mehr taufrisch vielleicht, aber ist das ein Wunder, wenn man schon über dreißig Jahre lang in derselben Haut steckt? Normalerweise bin ich ehemaligen Strafgefangenen gegenüber nicht voreingenommen, doch mein Misstrauen gegen diese Frau hatte seinen Grund. Sie hatte sich am Telefon als Vex' ehemalige Zellengenossin vorgestellt, und Vex saß wegen Anstiftung zum Mord an einer jungen Prostituierten namens Niki im Gefängnis. Niki war meine kleine Schwester.

Karen kam unverzüglich zur Sache, ohne mir überhaupt Gelegenheit zu geben, erst einmal das Grundsätzliche abzuhandeln. »Ich habe einen Auftrag für Sie. Ich möchte, dass Sie meine Tochter Sunny suchen. Sunny, wie Sonnenschein«, fügte sie mit einem scheuen Lächeln hinzu. »Ihr Vater hat damals das Sorgerecht bekommen, als ich weggegangen bin.«

»Weggegangen«? Meinetwegen, wenn sie es schönfärben wollte.

»Ich habe schon im Internet gesucht, aber nicht viel gefunden. Justin hat wahrscheinlich einen anderen Namen angenommen.« Auf dem kleinen Holztisch zwischen uns lag eine mit Unterlagen und Fotos vollgestopfte Plastiktüte. Ich ließ sie, wo sie war. »Ich muss wissen, dass sie sicher und wohlbehalten ist.«

Das ließ mich aufhorchen. »Sie haben Angst, dass er sie missbraucht?«

Sie antwortete nur mit einem Schulterzucken.

»Haben Sie mit der Polizei gesprochen?«

Erneutes Schulterzucken. »Die interessieren sich herzlich wenig für das, was ich zu sagen habe.« Sie richtete

den Blick auf die Plastiktüte, eine stumme Aufforderung an mich. »Da drin finden Sie alles. Namen, Fotos, Kontaktdaten.« Sie schaute mich kurz an, dann senkte sie den Blick wieder auf die Tüte. »Ich habe Sunny seit dem Tag meiner Festnahme nicht mehr gesehen. Sie war damals sieben. Jetzt ist sie vierzehn.«

Ich brauchte nicht groß nachzurechnen. In Neuseeland wandert man nur wegen schwerster Verbrechen so lange hinter Gitter. Sie sah mir an, was ich dachte, und griff nach der Handtasche auf ihrem Schoß.

»Ich bezahle Sie selbstverständlich.«

Ich überlegte ganze fünf Sekunden. So lang brauchte ich, um meine finanzielle Situation zu überschlagen. Selbst schöngefärbt konnte mein derzeitiges Bankguthaben nur als »mager« beschrieben werden.

»Also gut. Hier sind meine Bedingungen: Sollte ich die Person ausfindig machen, die Sie suchen, so erfahren Sie ihren Aufenthaltsort nur, wenn die Person damit einverstanden ist. Aber bezahlen müssen Sie mich auf jeden Fall.« Sie ließ sich das durch den Kopf gehen und nickte. »Das hat nichts damit zu tun, dass Sie im Gefängnis waren.« Das musste sie wissen. »Für alle meine Auftraggeber gelten die gleichen Bedingungen.«

Sie nickte noch einmal. »Okay.«

Ich schob ihr den nur eine Seite umfassenden Vertrag, den ich all meinen Auftraggebern vorlege, über den Tisch zu, und sie unterschrieb ihn, ohne auch nur ein Wort davon gelesen zu haben. Ihre Hand zitterte, ich merkte ihr an, wie froh sie war, aufgeregt wie ein Kind. Dankbar. Dann schob sie mir das Blatt wieder zu. Ich drehte es herum. Ihre Schrift war stark linksgeneigt, nicht das einzige Anzeichen dafür, dass es ihr an Selbstvertrauen fehlte. Ihre

Fingernägel waren abgekaut. Es fiel ihr schwer, mir ins Gesicht zu sehen, und sie hatte die merkwürdige Angewohnheit, häufig zu zwinkern.

»Sunny wird mich sicher nicht sehen wollen, aber darum geht's auch gar nicht. Das ist nicht der Grund, warum ich nach ihr suche. Ich muss einfach nur wissen, dass es ihr gut geht.«

Mein Misstrauen legte sich etwas, doch ich konnte nicht vergessen, wie sie auf mich gekommen war. Vex stand wie ein böser Geist zwischen uns.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Karen, aber ich muss Sie etwas fragen ... « Ich suchte nach einer möglichst neutralen Formulierung, um ihre Beziehung zur Mörderin meiner Schwester anzusprechen. »Ich muss wissen, wie Sie zu Vex stehen.«

Karen zuckte mit den Schultern, doch die Geste drückte eher Ratlosigkeit als Gleichgültigkeit aus, deshalb nahm ich keinen Anstoß daran. »Ich habe ihr erzählt, dass ich jemanden brauche, der Sunny sucht, und sie hat gesagt, dass sie eine Frau kennt, die darauf spezialisiert ist, Vermisste ausfindig zu machen.« Sie nahm mein Stirnrunzeln, das reine Angewohnheit war, anscheinend persönlich, denn sie fügte hinzu: »Man kann sich seine Zellengenossen im Knast nicht aussuchen.«

Schweigend saßen wir einander gegenüber. Ich sagte mir, ich hätte kein Recht, über sie zu urteilen. Ich hatte keine Ahnung, was ihr durch den Kopf ging. Vielleicht gar nichts. Vielleicht lernte man in sieben Jahren Gefängnishaft, an nichts zu denken. Schließlich sagte ich: »Okay. Fangen wir mit der Vorarbeit an. Vielleicht kann ich feststellen, wo Ihr Exmann jetzt lebt. Versprechen kann ich nichts, aber ich werde es versuchen.«

»Danke.« Sie schniefte laut. Tränenabwischen ist im Knast offenbar tabu. Ich merkte, wie meine Ablehnung schmolz, wenigstens einen kleinen Hoffnungsschimmer sollte ich ihr mit auf den Weg geben, fand ich.

»Es kann sein, dass Ihre Tochter Sie jetzt, wo Sie aus dem Gefängnis raus sind, kennenlernen möchte. Bei Vierzehnjährigen weiß man nie. Sie sollten die Möglichkeit jedenfalls nicht ausschließen.«

Doch sie schlug mir das Geschenk, das ich ihr machen wollte, aus der Hand. »Sie haben ja keine Ahnung«, erklärte sie und straffte die Schultern. »Sie haben keine Ahnung, was ich meiner Tochter angetan habe.« Zum ersten Mal sah sie mir direkt in die Augen. »Deswegen musste ich weg. Ich wollte meine Tochter umbringen.«

Ich glaube, ich brachte nur ein »Oh« heraus.

Die zwei Frauen am Nebentisch waren sehr still geworden. Das Café Deluxe ist winzig, und ich war ziemlich sicher, dass die beiden Karens Worte gehört hatten. Hier sollte ich mich in Zukunft nicht mehr mit Auftraggebern treffen, sagte ich mir. Karen sah mich unverwandt an und sprach weiter, ohne die Stimme zu senken. Sie wusste, dass die beiden Frauen nebenan lauschten.

»Meine Entschuldigung war damals, dass ich voll auf Crystal war. Die meiste Zeit war ich total zugehöhnt und wenn nicht, habe ich mit allen Mitteln versucht, den Zustand wiederherzustellen. Aber das war's gar nicht. Ich war einfach hohl.« Sie sah mir direkt in die Augen. »Ja, eine leere Hülle, bis zu dem Tag, an dem ich zu Gott gefunden habe. Bis er mich gefunden hat.« Ich bemühte mich nicht einmal, meine Skepsis zu verbergen, doch sie begegnete meinem Blick mit erhobenem Kopf, wie um den Schlag in seiner ganzen Wucht zu empfangen. »Er schenkt uns

seine bedingungslose Liebe«, sagte sie absolut ruhig und sachlich. »Die Kinder haben hinten rumgetobt. Ich habe die Handbremse gelöst und den Wagen in den Pupuke-See rollen lassen. Ein Mann, der an der nächsten Bucht die Schwäne fütterte, hat es beobachtet, ist sofort reingesprungen und hat's geschafft, Sunnys Gurt zu öffnen. Er hat sie aus dem Wasser gezogen und von Mund zu Mund beatmet. Er hat ihr das Leben gerettet.«

Was hätte ich darauf sagen sollen? Aber sie brauchte gar keine Reaktion von mir.

»Gott sei Dank«, fügte sie mit der Inbrunst der gläubigen Christin hinzu. »Der Richter hat mir zugutegehalten, dass ich die Wahrheit gesagt und nicht versucht habe, es als Unfall darzustellen.« Ich sah die roten Flecken auf ihrem Hals und spürte den inneren Kampf, als sie sich, wie in einer Art Exorzismus, das Geständnis abrang. Es hätte mich nicht gewundert, wenn auch ihr Kopf noch um 360 Grad herumgewirbelt wäre. Na ja, ein bisschen vielleicht. »Ich wollte sie töten. Ich wollte meine schöne kleine Tochter töten.«

Und dann schien alle Kraft sie verlassen zu haben. Am ganzen Körper erschlafft, sank sie in sich zusammen. Sie war nicht allein in ihrer Erschöpfung. Wir brauchten beide eine Verschnaufpause. Genau wie die stumm und starr daisitzenden Frauen am Nebentisch, denen beinahe die Augen aus dem Kopf sprangen. Ich überlegte noch krampfhaft, wie ich die einzig logische Frage stellen sollte, als sie mir unaufgefordert zu Hilfe kam.

»Es gibt keine Antwort auf das Warum. Keine Entschuldigung.« Wieder dieses Schulterzucken, das ich inzwischen als eine Angewohnheit von ihr erkannt hatte. »Ja, ich war drogenabhängig.« Ihre Stimme wurde brüchig,

doch sie bekam sie gleich wieder in den Griff. »Aber ich wusste, was ich tat.«

Wir sprachen kurz über meine bevorzugte Arbeitsweise, sie schrieb mir einen Scheck für die Anzahlung aus, ich tippte ihre Nummer in mein Handy. Und dabei überlegte ich die ganze Zeit, wie ich aus der Sache wieder herauskommen könnte. Der unterschriebene Vertrag lag auf dem Tisch wie ein stummer Vorwurf. Mag ja sein, dass ich etwas pingelig bin, aber ich wollte nicht mit einer Frau zusammenarbeiten, die versucht hatte, ihr eigenes Kind zu töten. Immer noch auf der Suche nach einer Ausflucht nahm ich die Tüte mit den Unterlagen an mich, als sie mich plötzlich bei den Schultern fasste und unbeholfen umarmte. Ich spürte, wie zerbrechlich ihre Gestalt war.

»Ich habe mich geändert, ich bin nicht mehr die Frau von damals. Ich würde meinem Kind niemals etwas antun.« Sie trat einen Schritt zurück, ohne die klammen Hände von meinen Schultern zu nehmen. »Bitte finden Sie Sunny. Ich will nur wissen, dass es ihr gut geht. Mehr verlange ich nicht.«

Zum ersten Mal, seit sie das Café betreten hatte, lächelte sie ohne Zurückhaltung. Auf mich wirkte das Lächeln echt, aber was wusste ich schon? Kurz bevor sie mir den Mordversuch an ihrer Tochter gestand, hatte ich begonnen, mich für diese Frau zu erwärmen. Doch meine Zweifel waren längst nicht beseitigt. Erst als wir zur Tür hinaustraten, ergriff ich noch einmal das Wort und musste beinahe schreien, um mir gegen den pfeifenden Wind der Stadt Wellington Gehör zu verschaffen.

»Sieben Jahre sind selbst für einen Mordversuch an einem Kind eine hohe Strafe.«

Karen, die vor mir herging, blieb stehen. »Ich hatte ein-

mal zwei Kinder.« Sie drehte sich nicht um, sondern warf mir nur einen kurzen Blick zu. »Es war Falcons fünfter Geburtstag. Er dachte, wir wären auf dem Weg zum Warehouse, um ihm eine Playstation zu kaufen.«

Dann ging sie davon, die Cambridge Terrace hinunter in Richtung Basin Reserve. Ihre Absätze klapperten dünn auf dem Straßenpflaster.

Ostern 2005

Sunny

Dad schiebt seinen Schlüssel ins Schloss und drückt die Tür mit der Schulter auf. Sie quietscht genauso wie immer, aber drinnen ist das Haus größer als vorher. So wie die Häuser, in denen wir immer nur zu Besuch waren, aber nie gewohnt haben. Die Möbel stehen so perfekt wie in einer Fernsehsendung. Falcons Spielsachen liegen noch auf dem Teppich. Pearl sieht aus wie ein Wellensittich, der anderen Leuten gehört. Obwohl ich weiß, wie gern sie's hat, wenn ich durch die Käfigstäbe »Bussi, Bussi« mache, tu ich's nicht. Dad setzt Wasser auf. Ich weiß nicht, was Mama tut. Ich geh gleich ins Bett, ohne zu fragen, ob ich noch fernsehen darf. Dad verspricht mir, dass er nachher noch mal nach mir schaut, und dann sagt Mama Gute Nacht, aber sie schaut mich dabei nicht an.

Mein Zimmer ist auch nicht mehr mein Zimmer, obwohl Babybär immer noch genauso auf dem Kissen sitzt, wie ich ihn hingesetzt habe. Mama sagt, ich wäre inzwischen zu alt, um überall einen Teddybären mit mir rumzuschleppen, aber ich schleppe ihn gar nicht überall mit mir rum, jedenfalls nicht in der Schule. Die Nacht ist furchtbar dunkel und nimmt überhaupt kein Ende. Im Bett ist es so kalt, dass ich

nicht aufhören kann zu schlottern. Mir kommt's vor, als würde ich in der Dunkelheit ertrinken.

Am nächsten Morgen ist immer noch Wochenende und ich muss mich nicht für die Schule anziehen. Das ganze Haus ist so still, als würde es unter Wasser die Luft anhalten. Meine Füße sind Eisklötze, aber ich bleibe stehen, wo ich bin, und lausche, ohne mich zu rühren. Whiskey denkt gar nicht daran, ihren fetten Hintern aus dem warmen Nest zu wälzen, das sie sich gemacht hat, solange sie nicht weiß, was ich vorhabe. Sie ist ein echt faules kleines Arschloch. Aber das sag ich nur zu ihr, wenn Mama nicht in der Nähe ist, sonst krieg ich was hintendrauf. Der alte Pulli, den ich überziehe, kratzt, obwohl ich meinen Schlafanzug drunter habe, aber wenigstens hört das Schlottern auf. Nur eiskalte Füße habe ich immer noch. In der Schublade mit der Unterwäsche sind keine Socken, aber das macht nichts. Die Schlappen aus dem Krankenhaus warten neben dem Bett auf mich. Die muss Dad da hingelegt haben, als er abends noch mal nach mir geschaut hat. Mama kann's nicht gewesen sein. Sie hätte Whiskey zum Fenster rausgescheucht und es danach fest zugemacht, damit der Regen nicht reinkommt und das ganze Zimmer unter Wasser setzt.

Mama steht da und starrt mit verschränkten Armen aus dem Küchenfenster, den Busen so hochgeschoben, dass er aussieht wie eine Reklame für ein Brathuhn, das gleich in den Backofen gesteckt wird. Dad trinkt seinen Tee aus dem gelben Becher mit dem Smiley drauf, den ihm jemand aus der Firma geschenkt hat. Falcons roter Lieblingsstuhl ist neben dem Kühlschrank an die Wand geschoben. Sein T-Shirt mit dem Pony vorn drauf liegt verkrumpelt auf dem Sitz. Daneben pappen noch ein paar Bananenklümpchen von gestern, und am Stuhlbein klebt der Sticker mit dem Glitzerregenbogen

von damals, als er noch ganz klein war. Wie wird das, wenn ich anfangs, ihn zu vermissen? Bleibt das Gefühl dann für immer?

Dad redet, während ich meine Cornflakes esse. Er redet nur, damit es nicht so still ist. Mama dreht sich nicht um. Die Cornflakes schmecken komisch. Als ich die Müslischale in die Spüle stelle und direkt neben Mama stehe, dreht sie nur die Augen nach mir. Mir ist schlecht. Ich gehe raus, »Messer im Gras« spielen, aber allein macht's keinen Spaß, außerdem weiß ich, dass ich schummle, ich werfe das Messer immer nur so weit, dass ich mit dem Fuß noch hinkomme. Der Rasen ist matschig vom Regen, und wenn das Messer reinstößt, spritzt es. Dann kommen die Polizisten, ein Mann und eine Frau, sie hat keine Uniform an, aber sie hat eine Polizeimarke und zeigt sie Mama.

Sie bringen die kalte Luft von draußen mit in die Küche und setzen sich an den Tisch. Die Frau drückt die Knie unter ihrem Rock aneinander, der Mann sitzt an der Ecke, die Knie rechts und links vom Tischbein abgespreizt. Die Polizistin holt einen gelben Spiralblock raus und legt ihn auf den Tisch, aber sie klappt ihn noch nicht auf. Niemand sagt was. Der Wasserhahn tropft laut: pling, pling, pling. Dann schiebt Dad seinen Stuhl zurück und sagt zu Mama, sie soll reden und es hinter sich bringen. Sie schaut ihn an, ihre Lippen sind fest zusammengespresst, und es kommt mir vor, als würde sie gleich zu weinen anfangen. Aber sie tut's nicht. Dem Polizisten hängt ein Stück Popel aus der Nase, aber ich finde es nicht zum Lachen.

Das Polizeiauto steht in der Auffahrt, mit der Schnauze direkt an der Anhängerkupplung von Dads Wagen, der sein Ein und Alles ist, wie Mama immer sagt. Mamas Auto war ein Scheißding. Ich versuche, es so zu sagen wie sie – Scheißding –,

und dann sag ich noch dreimal Scheiße, nur um zu hören, wie es klingt, wenn es aus meinem Mund kommt. Das Funkgerät im Polizeiauto quatscht vor sich hin, obwohl keiner im Wagen sitzt. Ich sehe mich selbst in der Fensterscheibe. Mein Gesicht ist ängstlich. Ich überlege, ob Mamas neues Auto wohl auch wieder ein Scheißding wird. Auf jeden Fall werde ich jetzt, ohne Falcons Kindersitz, einen Haufen Platz haben.

Der Himmel ist unheimlich. Er tut mir in den Augen weh. An manchen Stellen ist er blau, wie ein Himmel sein soll, aber da, wo er auf die Erde trifft, sind haufenweise dicke Wolken. Sie sehen aus wie die Pilzwolken von Atombomben. Sie fressen den ganzen Himmel auf, wer weiß, was dann passiert. Am liebsten würde ich mich unter einen großen Baum legen, aber das Gras ist zu nass. Ich habe Bauchweh.

Dad kommt raus und winkt mir, als ob ich ganz weit weg wäre. Dabei stehe ich direkt vor ihm. Wahrscheinlich spürt er das Unheimliche auch. Whiskey streicht ihm ums Bein. Sie macht einen Riesenbuckel, und ihr Schwanz sieht aus wie ein Schilfwedel, nur in Gold und Schwarz. Sie reibt sich an Dads Bein, aber dabei schaut sie mich an.

»Komm rein«, sagt Dad. »Die Polizei will mit dir reden.«

»Ich will aber nicht«, sage ich.

»Erzähl ihnen einfach, woran du dich erinnerst, Schatz«, sagt er.

Er hält mir die Tür auf, und ich schlüpfe unter seinem ausgestreckten Arm durch wie bei »Machet auf das Tor«, aber es ist kein Spiel.

Dad nimmt mich auf den Schoß wie früher, als ich noch klein war, nur berühren meine Füße jetzt den Boden. Mein knochiger Popo tut ihm bestimmt weh, aber er sagt nichts. Mama sieht mich nicht an. In der einen Hand hält sie ein zusammengeknülltes Papiertaschentuch, und ihre Ärmel sind

ganz dick von all den gebrauchten, die sie sich dort hineingeschoben hat. Der Spiralblock liegt aufgeklappt auf dem Tisch. Die Polizistin hat schon so viel geschrieben, dass die Seite fast voll ist. Unten ist noch ein bisschen Platz. Wahrscheinlich für das, was ich sage.

»Sunny?« Sie macht eine Frage aus meinem Namen.
»Kannst du mir erzählen, was gestern im Auto passiert ist?«

Ich weiß nicht, ob ich das kann, deshalb sag ich gar nichts. Mama geht mit ihrem Glas zur Spüle und dreht den Wasserhahn auf. Sie macht das Glas bis obenhin voll, bis das Wasser über den Rand und ihre Hand läuft, aber sie trinkt nicht.

Der Polizist hustet. Als Dad und die Polizistin ihn anschauen, lächelt er mich an und fragt: »Wie alt bist du, Sunny?«

»Sieben«, sage ich. »Gerade geworden«, sage ich dann noch, weil er Polizist ist und ich ganz ehrlich sein will. »Ich bin zwei Jahre älter als Falcon, und gestern war sein Geburtstag.«

Dad räuspert sich, als ob er einen Frosch im Hals hätte, und wippt mit dem Bein, dass ich auf und nieder hüpfte, aber »Hoppe, hoppe Reiter« ist das nicht. Dann hört er auf zu wippen und macht aus dem Räuspern ein Husten.

»Deshalb wollte Mama mit uns ins Warehouse.« Mehr sage ich nicht. Ich will sie's erst aufschreiben lassen. Ich hab keine Lust, es noch mal zu sagen, und noch mal, und noch mal. Ich will es einmal sagen und hinter mich bringen, genau wie Mama.

»Um deinem Bruder ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen?« Ich nicke, weil mir was im Hals steckt. So wie Schneewittchen der vergiftete Apfel.

Mama stellt ihr Wasserglas ins Spülbecken und dreht sich zu uns um. Ihre Arme hängen an ihr runter, als ob sie gar

nicht wüsste, dass sie da sind. Sie schaut den Polizisten an, der Falcons Robotman hält. Seine Hände hängen zwischen den Knien runter, als ob Robotman richtig schwer wäre, ist er aber gar nicht. Er ist ja nur eine kleine Plastikfigur. Der Polizist bewegt Robotmans Arme rauf und runter, dass es so aussieht, als würde er marschieren. Wahrscheinlich ist er von oben bis unten voll Sabber von Falcon, der hat ihn ja dauernd in den Mund gesteckt.

»Deine Mama hat am Steuer gesessen und ihr beide, du und dein kleiner Bruder, wart mit ihr im Auto«, sagt die Polizistin. Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich schaue Dad an. Er macht ein ernstes Gesicht und nickt, also nicke ich auch. Sie schreibt was auf, obwohl ich gar nichts gesagt habe. Der Polizist dreht Robotman den Kopf einmal ganz rum. Ich starre die Knöpfe an der Jacke der Polizistin an.

Sie legt den Schreiber weg und guckt mich an. »Erinnerst du dich, dass Mama das Auto angehalten hat?«, fragt sie. Wieso sagt sie einfach nur Mama, es ist doch nicht ihre Mama. Das würde ich ihr gern sagen, aber ich tu's nicht. Ich starre nur weiter die Knöpfe an ihrer Jacke an. »Erinnerst du dich, dass das Auto angehalten hat?«

»Ja«, sage ich, weil es stimmt. »Da sind immer massenhaft Schwäne.«

Der Polizist hebt den Kopf und legt Robotman auf den Tisch, aber als wir alle zu ihm hinschauen, nimmt er ihn wieder in die Hand. Und dann weiß er nicht, was er mit ihm anfangen soll.

»Du und Falcon habt eine Menge Lärm gemacht«, sagt die Polizistin.

Draußen vor dem Fenster, hinter Mamas Kopf, ist der Himmel weiß. Manchmal fliegt ein Spatz vorbei, der rasend schnell mit den Flügeln schlägt und zwitschert wie verrückt.